

## 7. Acht Artikel aus den ‚Sprachnachrichten‘ des ‚Verein Deutsche Sprache e.V. (VDS)‘:

Artikel 1: Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 2:

„Liebe Sprachfreunde“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS;

Liebe Sprachfreunde,

es wird Sommer und damit Zeit für die Wahl des Sprachpanschers des Jahres. Damit zeichnen wir unter großer Teilnahme der Medien seit zehn Jahren Personen aus, die in besonders augenfälliger Weise die deutsche Sprache mit Füßen treten. Auch in diesem Sommer haben wir wieder fünf würdige Kandidaten ausgesucht. Einer ist etwa Ann Kathrin Linsenhoff, die Vorsitzende der Deutschen Sporthilfe, die gerade in Berlin eine *Hall of Fame* für verdiente deutsche Sportler eingerichtet hat. Ein passender Sieger wäre auch Klaus Wowereit, der Regierende Bürgermeister dieser Stadt. Mit seinem Werbespruch *Be Berlin* hat er der ganzen Welt erneut gezeigt, was die Londoner *Times* schon vor 40 Jahren wußte: dass die Deutschen in ihrer typischen *linguistic submissiveness* (sprachliche Unterwürfigkeit) nicht in der Lage seien, eigene Werte und Traditionen in ihrer eigenen Sprache zu vermitteln. Wäre ein Spruch *Be Barcelona* denkbar? Oder *Be Beijing*? Natürlich nicht. In China oder Spanien würde man niemals so wie in Berlin Weltoffenheit mit Unterwürfigkeit verwechseln; da hat man noch Respekt vor der eigenen Heimat und Kultur. Auch die anderen Kandidaten hätten den Titel verdient. Bitte kreuzen Sie auf dem beiliegenden Stimmzettel Ihren Favoriten an, und schicken oder faxen Sie uns das Blatt bis zum 29. August zurück. Ein weiteres großes Ereignis des Jahres 2008 ist die Verleihung unseres Kulturpreises Deutsche Sprache – wie immer in der schönen Residenzstadt Kassel. Bitte merken Sie sich den 1. November schon einmal vor. Und dann will dieses Heft der Sprachnachrichten Ihren Blick auf einen Umstand lenken, der über den nur allzu berechtigten Klagen über die modische Verhöhnung unserer schönen deutschen Sprache oft vergessen wird: dass die Sprache nicht nur ein Mittel der Verständigung und ein Kulturgut, sondern auch ein Produktionsfaktor ist, um mal einen Fachausdruck aus den Wirtschaftswissenschaften zu gebrauchen. Wie wir unsere Gedanken in Worte fassen, wie wir über Sprache mit unserer Umwelt in Verbindung treten, ist mehr als nur ein Pausenthema für Deutschlehrer; es geht viel mehr, als die meisten glauben, auch die Wissenschaft und die Wirtschaft an. Wenn deutsche Muttersprachler sich überreden lassen, in einer fremden Sprache zu verhandeln oder Wissenschaft zu treiben, bleiben sie wie ein rechtsfüßiger Mittelstürmer, den man zwingt, mit links zu schießen, allein schon deshalb oft nur zweiter Sieger. Nicht jeder beherrscht eine fremde Sprache so wie Marica Bodrožič. Auch in weiteren Ausgaben dieser Zeitung werden wir diesen oft vernachlässigten Aspekt der deutschen Sprachverleugnung zur Sprache bringen. Vorerst wünsche ich Ihnen viel Erbauung beim Lesen der aktuellen Ausgabe und eine sonnige und erholsame Sommerzeit.

Ihr

Walter Krämer

---

Artikel 2: Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 5:

### **Die Störanfälligkeit wächst. Warum deutsche Wissenschaftler (meistens) schlechtes Englisch sprechen**

Der Sachverhalt ist klar, die Argumente sind bekannt: Englisch steht unangefochten an der Spitze der Weltsprachen. Englisch genießt das höchste Prestige unter seinen Konkurrenten. Englisch zu lernen gilt als weltbürgerliche Pflicht. Englisch ist das erkorene Medium für grenzüberschreitende Kommunikation. Der Sprachwissenschaftler Claus Gnutzmann stellt

fest: „Nie zuvor hat es in der Geschichte der Menschheit eine Sprache gegeben, die wie das Englische über eine solche Verbreitung verfügt, von so vielen Menschen gesprochen und in so vielfältigen Verwendungen gebraucht wird. Es gibt heute kein Land auf der Erde, in dem nicht mit Hilfe des Englischen kommuniziert wird, und es ist wohl kaum eine Situation denkbar, in der das Englische nicht auch als internationale Sprache gebraucht wird.“

Da in der heutigen Welt allenthalben der Internationalismus herrscht und die Wissenschaft einer seiner Motoren ist, folgt, dass Wissenschaftler, wollen sie auf internationalem Parkett bestehen, auf Englisch publizieren. Es folgt weiter, dass sie bei Kongressen Englisch parlieren und – wenn sie schon mal dabei sind – auch ihre Vorlesungen zuhause auf Englisch halten. All dies mit dem stillschweigenden Anspruch, dass sie das Medium in Wort und Schrift beherrschen. Denn: Englisch hat man zu können. „Punctum!“

Einem deutschen Wissenschaftler die Gewissensfrage zu stellen, ob er es *wirklich* kann, oder ihm gar die Kompetenz dafür abzusprechen, käme einer Majestätsbeleidigung gleich (obwohl es keinerlei empirische Belege zur Stützung des verbreiteten Anspruchs gibt). Nur wenige sind mit englischer Sprachkompetenz gesegnet. Bei Lichte besehen, psycholinguistisch betrachtet, basiert der Anspruch auf einer Unterstellung, die nicht realistisch ist. Es wird mit ungedeckten Schecks gehandelt. Gibt es in Deutschland zweifellos auch Wissenschaftler, die das Medium in Wort und Schrift beherrschen, da sie bilingual aufgewachsen sind oder Jahre im englischsprachigen Ausland tätig waren oder exzeptionell talentiert sind, so gilt dies für die Mehrheit nicht. Diese arbeitet eher mit der fehlerhaften Gleichung *Schulenglisch* + *Fachvokabular* = *Wissenschaftsenglisch*.

Weder sind sie mit englischer Sprachkompetenz als Gottesgabe gesegnet, noch sind sie in die fremde Sprache wirklich eingetaucht. Es sind eher gemeine Sterbliche, für die das Erlernen einer zweiten (und jeder weiteren) Sprache einen langwierigen, diffizilen, störanfälligen Prozess darstellt – ein Prozess, den sie nicht allein deshalb elegant meistern, weil sie Wissenschaftler sind. Für Linguisten, die sich mit Spracherwerbsproblemen befassen, liegen die Gründe klar zutage. Es sind im Wesentlichen drei:

1. Der größte Stolperstein auf dem Weg zu fremdsprachlicher Kompetenz ist die Interferenz. Sie bezeichnet das Phänomen, wonach ein mit der Muttersprache etabliertes, in den beiden Sprachzentren des Gehirns verankertes Sprachsystem die Tendenz hat, sich gegen ein neues, „fremdes“ System zu wehren. Die Subsysteme der Muttersprache (das phonologische, das semantische und morpho-syntaktische) streben infolge einer spezifischen neuronalen Vernetzung danach, sich gegen den „Eindringling“ zu behaupten. Man könnte diesbezüglich fast von psycholinguistischer Fremdenfeindlichkeit sprechen. Jedenfalls ist das Resultat ein Substitutionsdruck, den die alten auf die neuen Strukturen ausüben und den Spracherwerb stören. Auch wenn es den neuen Strukturen halbwegs gelingt, sich zu etablieren, schimmern (meist noch jahrelang) die alten Strukturen durch und verraten die Verknüpfungsregeln und Muster der ersten Sprache. Die Störungen sind für Sprachkundige als typische Fehler wahrnehmbar, die sich als Normverletzungen (stockender Sprachfluss, schlechte Aussprache, verunstaltete Grammatik und unidiomatischer Wortgebrauch) kundtun.

2. Ein weiteres Problem betrifft die vier unterschiedlichen Fertigkeiten im Sprachgebrauch: *hören* und *lesen* auf der einen (der passiven) Seite, gegenüber *sprechen* und *schreiben* auf der anderen (der aktiven) Seite. Unter Anglisten sind sie bekannt als „the four skills“. Die ersten beiden involvieren die Rezeptivität des Sprechers, seine Dekodierfähigkeit, die zweiten seine Produktivität, die Enkodierfähigkeit. Dabei ist klar, dass die rezeptiven Fertigkeiten, da sie gegebene fremde Leistungen verarbeiten, leichter zu erwerben sind als die produktiven, die Eigenleistungen erfordern. Englischsprachige Äußerungen aufzufassen und Fachtexte zu verstehen, bereitet deutschen Wissenschaftlern in der Regel denn auch kaum Schwierigkeiten; die Probleme tauchen bei der Enkodierung, dem eigenen Verbalisieren und Formulieren, auf. Denn der Wechsel verlangt einen qualitativen Sprung, der unterschiedliche neuronale Prozesse ins Spiel bringt und höhere Konzentrationsleistungen erfordert. Die Störanfälligkeit

wächst, das Niveau sinkt. Hochkomplexe Sachverhalte lassen sich eben nicht gut in defizitäre Sprachstrukturen quetschen.

3. Zwischen den Zeichen einer Sprache und dem von ihnen Bezeichneten bestehen im Kopf eines Sprechers enge, relativ stabile Beziehungen kognitiver wie auch affektiver Art. Demzufolge bilden sich im Umgang mit der Muttersprache charakteristische Gewohnheiten (Habitualisierungen) aus, die nicht nur die rezeptiven und produktiven Fertigkeiten im engeren Sinne, sondern auch die Denkweisen im jeweiligen Weltbild im weiteren Sinne betreffen. Sprachliche Äußerungen haben Korrelate in der Weltsicht des Sprechers, bei Wissenschaftlern eben die spezifischen Inhalte und Strukturen ihres Faches. Die muttersprachlich eingefahrenen Denkgewohnheiten zu suspendieren und andere (vorübergehend) an ihre Stelle zu setzen, ist nicht „natürlich“. Denn das wissenschaftliche Weltbild ist ein stark sprachlich oder semiotisch vermitteltes Weltbild, das man ohne Qualitätsverlust nicht von der gewohnten Vermittlung abkoppeln kann. Hier können sprachpsychologische „Loyalitätskonflikte“ beim Wechsel von einem zum anderen Medium auftreten, die ebenfalls einer souveränen Sprachbeherrschung entgegenwirken. Dies sind die Ursachen jener „Unbeholfenheit“, welche die Autoren der „Sieben Thesen zur deutschen Sprache in der Wissenschaft“ beim Gebrauch von Englisch hierzulande kritisieren. Und dies ist der Hintergrund der spitzen Bemerkung von Ekkehard König: „The language of good science is bad English.“

*Der Verfasser ist Professor für Amerikanistik i. R. an der Technischen Universität Braunschweig*

---

Artikel 3: Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 9:

**„Imponierende Wissenschaft“, von Oliver Baer  
Die Welt wird nicht verständlicher, wenn wir sie auf Englisch erklären.**

Die Finanzwelt ist gänzlich aus den Fugen geraten, ihre Sprache ist Englisch: eine zufällige Übereinstimmung oder ursächliche Verknüpfung? Könnte es sein, daß Englisch unserer geistigen, ethischen und wirtschaftlichen Gesundheit schadet? Immerhin verdrängt Englisch, oder eine Variante davon, als Konzernsprache das Deutsche, und in der Wissenschaft sind die Messen bereits gesungen: Wessen Bericht nicht auf Englisch gedruckt wird, der gilt nichts. Armselige Gedanken gebären keine starke Sprache, und sprachliche Dürftigkeit behindert das Denken. Dennoch wird verbissen das Recht beansprucht, Englisch zu sprechen, sobald es wichtig wird. Dieser Krampf erstreckt sich von der kleinsten Fachhochschule zu den Eliteuniversitäten, von Greenpeace zum Auswärtigen Amt, vom Marketing zu den Ingenieuren. Welche Denkweise dem zugrunde liegt, beleuchtet ein Beitrag in der Financial Times. Da wird Porsche vorgeworfen, man entwickle seine Autos auf Deutsch, obwohl der wichtigste, der amerikanische Markt, Englisch spricht. Die Mühe zu erläutern, was das eine mit dem anderen zu tun habe, erspart sich das Blatt. Sicher kann man auf Englisch einen komplizierten Gedanken so gut führen wie in jeder anderen entwickelten Sprache. Ebenso stimmt, daß die glatte Beliebigkeit des Globalenglischen eine notwendige Eigenschaft der Weltsprache ist. Sie kommt teuer, denn im selben Maße fehlt der Weltsprache das Gegenteil, die kantige Gewissenhaftigkeit der deutschen Sprache. Zwei Drittel der Englischkundigen weltweit sind keine englischen Muttersprachler; was sie der Sprache antun, bleibt der deutschen erspart. Engländer gelangen dennoch zum selben Ergebnis wie Deutsche, denn ihnen stehen die Nuancen, Idiome, Analogien ihrer vertrauten Sprache zur Verfügung. Den Fremdsprachlern im Englischen, den Deutschen, fehlen sie. Die willkommene Glätte des Global englischen hat einen weiteren Nachteil: Sie verführt zum Mißbrauch. Wer in wohlklingenden Worten nichts

sagen möchte, bleibt auf Englisch länger unertappt als auf Deutsch, da schaltet man nach wenigen Sätzen bereits ab. Auffällig hemmungslos gefällt sich die Finanzbranche in Formulierungen, die keiner verstehen soll.

Ihre virtuelle Sprache bedeutet wenig, füllt aber den Äther mit einem Grundrauschen, das Dissonanzen unterdrückt, Komplexität verdrängt, Unterscheidungen in Grauzonen auf löst. Daran gewöhnt man sich, dem verfällt man wie einer Droge. Im Licht der Skandalwelle möchte man der Bankaufsicht raten, dieser Frage nachzugehen. Autofahren im Suff ist schließlich auch nicht erlaubt. Daß auch unter Gebildeten das Werbe- und Wirtschaftswischiwaschi nicht flächendeckend verpönt ist, haben die Universitäten mit zu verantworten. Sie setzen Maßstäbe, sie verlangen sogar, daß sich Akademie einer fremden Sprache bedient, noch dazu einer, die auf hohem Niveau besonders schwer zu beherrschen ist. Daran gestalten sie mit wie die Passagiere eines Zuges am Fahrplan. In ihren Berichten häufen sich sinnentstellende Fehler, und auf Symposien blamieren sie die Wissenschaft. Selbst an der Quelle dieses Übels, dem Druck zur Veröffentlichung in zitierfähigen, also englischen Publikationen, unterbleibt Kritik an der sprachlichen Dürftigkeit ihrer Produkte. Wissenschaftliches Niveau erreicht man so nicht.

Derart in die Irre geführt, finden die Absolventen in die Praxis hinaus. Ausgestattet mit einem höheren Globalesisch (aber minderen Englisch) bringen sie kaum den Mut auf, mit muttersprachlicher Denkschärfe so etwas wie die strukturierten Bankprodukte zu hinterfragen. Damit nichts schief geht, verharren sie in ihrem abgehobenen Jargon, der alle Zweifel vernebelt. Erkenntnistiefe wird ersetzt durch das Gruppenerlebnis, irgendwie *cool* und *sexy* unter Gleichgesinnten zu sein. Anzulasten wäre der englischen Sprache die Eignung für diesen Mumpitz nur, wenn Sprache ein lebendiger Organismus wäre, den man notfalls in Beugehaft nimmt. Aber Sprache bestraft man sowenig wie Kräuter im Garten.

Die Wissenschafts- wie auch die Wirtschaftssprache müssen der Zusammenarbeit dienen, der Fehlerkorrektur, der Verlässlichkeit, der Genauigkeit. Beide Begründungen, der Muttersprache ein fragwürdiges Englisch vorzuziehen, stammen aus der zweiten Reihe: Englisch sei zeitgemäß und Englisch sei schon da. Sie schmecken wie die Semmeln vom Vortag, sobald sich herumspricht, daß sich alle Muttersprachler, bis auf die Angelsachsen, unter Wert verkaufen. Den Beweis, daß sich Deutsch als Wissenschaftssprache eignet, brauchen wir nicht zu führen. Auch die Wirtschaft hat das Makelzeichen *Made in Germany* zum Gütezeichen gewandelt, als Englischkenntnis noch nicht als Wettbewerbsvorteil galt. Verwenden wir daher unsere Muttersprache, beherzt und ohne Komplexe! Sie war auch die Sprache der Göttinger Professoren, zu deren Füßen alle Welt saß. Denken und arbeiten wir in Wissenschaft und Wirtschaft ausschließlich in der Muttersprache und lassen ihr Ergebnis dann ins Englische übertragen – von Experten, die der Sprache kundig sind! Das wird Dolmetscher und Übersetzer kosten, aber wir würden auch in China nicht ohne sie auftreten.

Auf diesen scheinbaren Umweg zu verzichten, wäre noch teurer. Wir investieren in Dolmetscher und Übersetzer, um das Wissen, das in der Vielfalt der Muttersprachen steckt, zu nutzen und zu mehren. Wissen, das sonst verloren ginge. Der Verzicht darauf wäre kaum rückgängig zu machen. Ihn zu verhindern, zählt sicher mehr, als den Kollegen mit Englisch zu imponieren.

---

Artikel 4: Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 17:

#### **„Denglisch kostet bares Geld“, von Rainer Pogarell**

Auch wenn man sich über die vielen Anglizismen in der Sprache der Manager und Consulter ärgert, man sollte nicht vergessen, daß die meisten ein Produkt der puren Not sind. Ständig

werden Führungskräfte und externe Berater benötigt, vollkommen neue und umwälzende Konzepte, Strategien und Produkte zu präsentieren.

Woher sollen sie diese aber nehmen? Von der bekannten Marketingagentur verlangt ein Weltkonzern, den Vertrieb von allen alten Zöpfen zu befreien und ein innovatives, noch nie da gewesenes Vertriebskonzept vorzulegen. Die Agentur grübelt lange und intensiv herum und kommt so auf folgende Neuerung: Jeder große Kunde bekommt einen einzigen Großkundenbetreuer zugewiesen, der sich um alle Belange des Abnehmers kümmert. Zudem soll es bei der Betreuung etwas lustiger zugehen. Dem Kunden werden künftig Karten für den örtlichen Bundesliga-Verein sowie Hubschrauberflüge angeboten. Kurz vor der Abgabe kommen die ersten Zweifel.

„Großkundenbetreuer“ hatte der Konzern bereits in den 60er-Jahren, bloß nannten sich diese damals „Hauptrepräsentanten“. Bundesliga-Karten gab es eigentlich auch schon immer, zudem nahm der Vertriebschef gerne einmal einen Großkunden in seinem Learjet mit. Also macht der Dienstleister aus der Not einige Anglizismen: *One face to the customer* heißt nun das Gesamtprojekt, die ehemaligen Kundenbetreuer bekommen jetzt den Titel *Key-Accounter*. Der lustige Teil des Programms heißt *Stop boring sales*, die Bundesliga-Besuche werden als *Soccer and wine* angeboten, weil es in der VIP-Lounge natürlich immer einen guten Tropfen gibt.

Der Konzern ist begeistert und läßt sofort sämtliche Visitenkarten seiner Repräsentanten neu drucken. Die Agentur ist zunächst noch etwas ängstlich. Man fürchtet die Entdeckung des nackten Kaisers. Doch die bleibt aus, der Trick hat funktioniert. Also tauft sie sich bei nächster Gelegenheit selbst um. Aus der „Agentur für Absatz und Werbung“ wird nun die *Sales promotion consulting*, die fortan die deutsche Wirtschaft mit englischen und deutschen Begriffen versorgt.

So oder sehr ähnlich dürften die meisten Anglizismen in die deutsche Wirtschaft gelangt sein. Anders sind die meisten sprachlichen Eiseleien einfach nicht zu erklären. Ob aus einer Firmenzentrale ein *Headquarter* wird, eine Weiterbildung sich nun *Academy* nennt, der Geschäftsbereich zu einer *Line of business* mutiert oder ob das Bestreben des Unternehmens auf *Customer satisfaction* und *Shareholder-Value* statt auf Kundenzufriedenheit und Gewinn gerichtet ist, rationale oder gar zwingende Gründe für die Umbenennung sind auch auf Nachfrage nicht zu ermitteln. Man hat nichts zu sagen, also sagt man es auf Englisch.

Allerdings ist die Zeit, in der jeder Anglizismus bedenkenlos und unübersetzt in der Wirtschaft begeistert aufgenommen wurde, vorbei. Möglicherweise sind dafür die verbesserten Englischkenntnisse der Manager verantwortlich. Man kann ihnen nicht mehr jeden Humbug verkaufen, wenn er nur englisch genug klingt. Dazu hat man ja auch ein sehr hohes Lehrgeld bezahlt, die Anglisierung hat sich für niemanden gelohnt.

Im Gegenteil, sie kostet. Gemeint sind keineswegs die Kosten für neue Firmenschilder und Visitenkarten. Gemeint ist der enorme Imageverlust, den deutsche Unternehmen mit englischen Namen und Produkten erleiden. Deutschland gehört zu den ganz großen Exportmächten der Welt, nicht selten belegt das Land sogar den ersten Platz. Wie ist das möglich? Ganz sicher sind für diesen Erfolg die unzähligen positiven Vorurteile verantwortlich, die man weltweit mit Deutschland verbindet.

Spitzentechnologie, Zuverlässigkeit und Solidität gehören zum Beispiel dazu, Vorurteile, die einen Konzern auch dann tragen können, wenn seine Technologie eine Weile nicht Spitze ist. Wie aber sollen sich diese Vorurteile entfalten, wenn dem ausländischen Betrachter überall englische Produktnamen und Abteilungsbezeichnungen begegnen? Ein richtig gutes Auto kommt für den Weltmarkt immer noch aus Deutschland, auch wenn eventuell andere Nationen schon gleichwertige oder bessere Fahrzeuge bauen. Ein deutscher Wagen vermittelt einfach ein besseres Gefühl. Dieses Gefühl wird aber angekratzt, wenn sich das Produkt aus Stuttgart oder München nicht deutschsprachig präsentiert.

Allein der sprachliche Ausrutscher der Daimler Benz AG, die ihre große Erfindung nicht „Prallkissen“, sondern *Airbag* nannte, dürfte die deutsche Automobilwirtschaft Milliarden gekostet haben, denn weltweit glaubt der Normalbürger, es handele sich um eine amerikanische Erfindung. *Airbag* war also ein ganz besonders teurer Anglizismus, aber letztlich trägt jede einzelne sprachliche Posse zur Imageverschlechterung bei.

*Reiner Pogarell ist Leiter des Instituts für Betriebslinguistik in Paderborn.*

---

Artikel 5: von Gerd Schrammen, Ausgabe Juni 2008, Nummer 38, Seite 25:

### **„Für die Gleichstellung der deutschen Sprache in der EU“**

Am 10. April überreichte Hessens Europaminister Volker Hoff dem EU-Sprachenkommissar Leonard Orban eine Erklärung zur Benachteiligung von Deutsch auf europäischer Ebene mit der Forderung, diese Benachteiligung zu beenden.

„Ich freue mich sehr darüber“, erklärte Hoff bei der Übergabe, „dass diese hessische Initiative mittlerweile von 18 europäischen Regionen und rund 50 Europaabgeordneten aus sechs verschiedenen EU-Mitgliedsstaaten getragen wird. EU-weit sprechen fast 100 Millionen Menschen Deutsch als Muttersprache; keine Sprache ist in der EU so weit verbreitet. Wenn es die Kommission also ernst meint mit ihren Plänen für ein ‚Europa der Bürger‘, dann darf sie die deutsche Sprache nicht weiter benachteiligen, indem sie beispielsweise Dokumente oder Internetseiten nur auf Englisch und Französisch, nicht aber auf Deutsch publiziert. Wenn sie wirklich will, dass die Bürgerinnen und Bürger aktiv am politischen Leben Europas teilnehmen und sich für die Ziele der EU engagieren, dann muss sie ihnen die nötigen Informationen auch in ihrer Sprache zur Verfügung stellen.“

### **Breite Unterstützung – auch von Nachbarländern**

Neben Hessen haben die Bundesländer Bayern, Saarland, Sachsen und Sachsen-Anhalt sowie die Freie und Hansestadt Hamburg die Erklärung unterzeichnet. Ferner die österreichischen Länder Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg. Auch die Autonome Provinz Bozen-Südtirol in Italien, die Deutschsprachige Gemeinschaft Belgiens, die rumänischen Kreise Hermannstadt/Sibiu und Timis sowie rund 50 Mitglieder der Fraktionen der Christdemokraten, Sozialdemokraten, Liberalen und Grünen im Europäischen Parlament setzten ihre Unterschrift unter das Dokument.

Volker Hoff betonte und zeigte sich erfreut darüber, dass seine Aktion nicht nur von deutschen

Politikern ausgehe. Vielmehr werde die Forderung nach mehr Deutsch in der EU zum ersten Mal auch von ausländischen Politikern und Institutionen unterstützt. Hinter der Forderung nach Gleichberechtigung für Deutsch neben Englisch und Französisch stehen Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) und Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD). Zustimmung findet sie auch bei einer größeren Zahl von Europapolitikern wie Michael Gahler, Ingeborg Grasse, Andreas Krautscheid, Wolf Klinz und anderen. Außerhalb der Politik begrüßte der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Rudolf Hoberg, die Initiative. Clemens-August Krapp, Bundesvorsitzender des Verbandes der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung, zeigte sich ebenfalls zufrieden. „Wer die Sprachenvielfalt ignoriert, grenzt aus und benachteiligt“, sagte er.

### **Bayern stößt nach: 5-Punkte Programm**

Anfang Mai hat der CSU-Politiker und bayrische Europaminister Markus Söder eine weitere Lanze für mehr Deutsch in der EU gebrochen: „Wir erwarten vom nächsten Präsidenten der

EU-Kommission, dass er sich um die deutsche Sprache in der EU genauso kümmert, wie um CO2-Grenzwerte,“ erklärte er in einem Interview mit der *Welt*.

Söder kündigte an, ein 5-Punkte-Programm zur Stärkung des Deutschen vorzulegen. Eine seiner Forderungen: Alle Beamten müssen spätestens nach der ersten Beförderung in allen drei Amtssprachen arbeitsfähig sein – also auch in Deutsch.

Der Minister verwies auf die bekannten wirtschaftlichen Nachteile für deutsche Unternehmen und forderte sprachliche Chancengleichheit. In Osteuropa sei Deutsch die Fremdsprache Nummer zwei. Dieser Vorteil ginge der deutschen Wirtschaft verloren, wenn die deutsche Sprache in der EU hintangesetzt wird.

Wie andere vor ihm ermahnte auch Söder die deutschsprachigen Vertreter in der EU, sie sollten selbst mehr Deutsch sprechen.

### **Nicht hinnehmbare Benachteiligung**

Mit seinen 100 Millionen Sprechern liegt Deutsch als Muttersprache in Europa weit vor Englisch und Französisch und als Fremdsprache hinter Englisch an zweiter Stelle. Die Aufwertung von Deutsch als EU-Sprache ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, die eigentlich keine weiteren Begründungen braucht. Ganz zu schweigen davon, dass Deutschland als der größte Nettozahler das meiste Geld in den EU-Haushalt einbringt. Hoff erinnerte jedoch daran: „Wir müssen, was die deutsche Sprache betrifft, selbstbewusster auftreten.“ Die Unterstellung von Deutschtümelei wies er zurück.

Mehr deutsche Sprache in der EU bedeutet mehr sprachliche und kulturelle Vielfalt. Auch mehr Bürgernahe für alle, die Deutsch sprechen. Und weniger Benachteiligung bei Ausschreibungen oder Anträgen auf Fördergelder. Vor allem mittelständische deutsche Unternehmen sind da im Hintertreffen, wenn die maßgeblichen Texte nicht auf Deutsch, sondern nur in einer fremden Sprache vorliegen. Bei Hilfsprogrammen für die dritte Welt haben die Firmen oder Verbände lediglich die Wahl zwischen Englisch, Französisch, Portugiesisch und Spanisch – „vier Kolonialsprachen“, wie MdEP Michael Gahler es nannte.

Die Stellung der deutschen Sprache innerhalb der EU – linguistisch: ihr *Status* – entspricht nicht ihrer tatsächlichen Bedeutung. Aber Sprachenkommissar Leonard Orban, ein Ingenieur aus Rumänien, ist auf diesem Ohr taub. „Wir sehen nicht, dass Deutsch in irgendeiner Form diskriminiert wird,“ sagte er zu der Erklärung, die Volker Hoff ihm übergeben hatte. Er unterschlägt dabei, dass lediglich die allerwichtigsten Dokumente der europäischen Politik ins Deutsche übersetzt werden. Alles andere gibt es nur in englischer oder französischer Fassung. Orban ist EU-Kommissar für Sprachenvielfalt. Er erklärt gern, dass die Bürger Europas neben ihrer Muttersprache noch zwei fremde sprechen sollten. Das ist in Ordnung. Wieso er jedoch die Diskriminierung der deutschen Sprache in der EU leugnet, bleibt sein Geheimnis.

---

Artikel 6: Ausgabe Oktober 2008, Nummer 39, Titelseite:

### **„Deutsch ins Grundgesetz“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS**

Unser Grundgesetz schützt viele Dinge, die uns wichtig sind: die Ehe, die Familie, die Unverletzlichkeit der Wohnung, die Presse- und Versammlungsfreiheit. Oder es klärt Streitfälle: Die Bundeshauptstadt ist Berlin, die Bundesflagge hat die Farben schwarz/rot/gold. Warum dann nicht auch ein Zusatz ins Grundgesetz: Die Sprache der Bundesrepublik Deutschland ist Deutsch?

Die Standard-Antwort der politisch Korrekten hierzulande ist: Selbstverständlichkeiten bedürfen keiner Gesetze. Dann wäre also der Schutz von Ehe und Familie nicht selbstverständlich?

Anderswo sieht man das anders. Insgesamt siebzehn der siebenundzwanzig EU-Mitgliedstaaten haben in ihrer Verfassung einen Passus zur Landessprache. Und viele der anderen, die noch keinen haben, denken darüber nach. In Österreich, in Liechtenstein und in der Schweiz hat Deutsch als Landessprache Verfassungsrang. Nur in Deutschland selber nicht.

Im Juli dieses Jahres hat daher der Verein Deutsche Sprache gemeinsam mit dem Verein für deutsche Kulturbeziehungen im Ausland, eine Initiative gestartet, diesen Passus in das Grundgesetz aufzunehmen. Viele Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auch viele Politiker von links bis rechts, unterstützen das Bestreben.

Dann wäre es vielleicht nicht mehr ohne Weiteres möglich, dass Arbeitnehmer in Deutschland gegen ihren Willen gezwungen werden können, mit ihren Arbeitskollegen Englisch zu reden, oder Studierende an deutschen Hochschulen mit englischsprachigen Vorlesungen zwangsgefüttert werden. „Sie werden verstehen,“ schreiben Physik-Studenten einer großen deutschen Universität in einem Hilferuf an den VDS, „dass wir es für didaktisch sehr ungeschickt halten, fachlich komplizierte Inhalte an einer deutschen Universität vor größtenteils deutschem Publikum von deutschen Dozenten in einer Fremdsprache vermitteln lassen zu wollen, zumal es mit den sprachlichen Fähigkeiten vieler Naturwissenschaftler bereits im Deutschen nicht zum besten steht.“

An dieser Fakultät werden die Vorlesungen in dem neuen Master-Studiengang Physik ausschließlich in Englisch angeboten, gegen den ausdrücklichen Willen der Studierenden.

„Unsere traditionsreiche Universität, einst Hort humboldtschen Geistes und umfassender Menschenbildung, droht unter dem Diktat destruktiver Zeitgeistknechte zu einer geistig verflachten, ökonomisierten anglierten Humankapitalfabrik degradiert zu werden,“ schreiben sie. „Wir haben alle uns selbst zu Gebote stehenden Mittel ausgeschöpft, ohne dass uns Gehör geschenkt wurde.“

Vielleicht hätten sie Gehör gefunden, wäre Deutsch als Landessprache auch im Grundgesetz verankert?

Die letzte der 52 Änderungen des Grundgesetzes gab es am 28. August 2006: die sogenannte „Föderalismusreform“. Sie erklärte die soziale Wohnraumförderung, den Strafvollzug und den Ladenschluss zur Ländersache, reduzierte dafür aber die Zahl der Bundesgesetze, die der Zustimmung des Bundesrates bedürfen, und erklärte die Atomenergie, die Terrorabwehr, das Meldewesen und den Schutz deutschen Kulturgutes gegen Abwanderung ins Ausland zur Bundessache.

Dass deutsche Kulturgüter nicht ins Ausland abwandern, ist unseren Parlamentariern also eine Änderung des Grundgesetzes wert. Dass unser höchstes Kulturgut überhaupt, die deutsche Sprache, nicht im Inland ausgehungert wird, sollte ihnen nicht weniger bedeutsam sein.

---

Artikel 7: Ausgabe Oktober 2008, Nummer 39, Seite 2:

**„Liebe Sprachfreunde“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS**

**Liebe Sprachfreunde,**

in diesem Sommer haben Sie mit großem Abstand Klaus Wowereit, den Regierenden Bürgermeister von Berlin, zum Sprachpanscher des Jahres 2008 gewählt. Und das zu Recht. Wowereit steht einer Kommune vor, die im Ausland damit wirbt – und sich nicht etwa dafür schämt – die am meisten amerikanisierte Stadt Deutschlands zu sein, und da ist es nur folgerichtig, dass der neue Werbespruch für unsere Hauptstadt – be Berlin! - auch amerikanisch ist.

Warum beantragt Wowereit nicht gleich die Aufnahme Berlins als 52. amerikanischer Bundesstaat?

Diese galoppierende Amerikanisierung unserer Sprache und Kultur zeigt sich auch in der Zweitplatzierten unseres Wettbewerbs, der Vorsitzenden der Stiftung Deutsche Sporthilfe,

Karin Linsenhoff. Um verdiente deutsche Sportler auszuzeichnen, fiel dieser ehrenwerten Gesellschaft nichts besseres ein, als auch im Namen eine Einrichtung zu kopieren, die es seit 1901 im amerikanischen New York für verdiente US-Bürger und in anderen amerikanischen Städten speziell für Sportler gibt, die sogenannte „Hall of Fame“. Jetzt müssen wir nur noch darauf warten, dass dort ein Denkmal von Francis Beckenbauer steht.

Und wenn schon, höre ich jetzt wieder die Abwieglerfraktion: Das ist vielleicht hässlich oder ärgerlich, aber wir haben ja weiß Gott in Deutschland größere Probleme.

Falsch. Genau dieses mangelnde Selbstvertrauen, der verbreitete Irrglaube, am amerikanischen Wesen werde die Welt genesen, ist eines unserer größten Probleme, ist vielleicht unser größter Standortnachteil in Deutschland überhaupt. Durch das gedankenlose Nachäffen angelsächsischer Sitten und Gebräuche ruinieren wir das deutsche Hochschulwesen, das gerade die humboldtschen Ideale und den weltweit respektierten deutschen Diplomingenieur zugunsten billiger Micky-Maus-Grade über Bord geworfen hat, und die deutsche Wirtschaft gleichermaßen. So wage ich etwa zu behaupten, dass ein großer Teil der über 30 Milliarden Euro, die Daimler-Chrysler seit der Abschaffung von Deutsch und der Einführung von Englisch als Firmensprache in den Sand gesetzt hat – das ist mehr als das jährliche Sozialprodukt von Luxemburg – auf eben diese Firmensprache zurückzuführen ist. In der Sprache BSE (*Bad Simple Englisch*) kann man weder klare noch innovative Gedanken fassen, indem wir uns diese moderne Billigsprache überstülpen lassen, werden wir zu Sklaven einer angelsächsischen Denkweise und Weltansicht und geben unsere eigenen komparativen Vorteile, die wir in Deutschland immer noch besitzen, ohne Gegenleistung und unter großen Kosten auf. In Amerika sagt man dazu auch *Stupid German Money*. Hier findet eine beträchtliche transatlantische Vermögensübertragung statt, und zwar von Ost nach West. Jetzt könnte man sagen: Gut, wir zahlen nur den Marshall-Plan zurück, aber ich persönlich hätte das Geld doch lieber hier bei uns.

Und wenn Sie bis jetzt immer noch nicht wussten, warum die deutsche Sprache ins Grundgesetz gehört – jetzt hätten Sie ein Argument.

Mit nachdenklichen Grüßen,  
Ihr Walter Krämer

---

Artikel 8: Aushabe Dezember 2008, Nummer 40, Seite 12:

**„Anpassung als Identitätsverlust“, von Walter Krämer, Bundesvorsitzender des VDS**

Ein wichtiger Kollateralschaden des Bologna-Prozesses wird gern übersehen: Der Untergang von Deutsch als Wissenschaftssprache. Ginge es nach dem Willen deutscher Kultusbürokraten, fänden akademische Lehre und Forschung in Deutschland bald nur noch auf Englisch statt. Auch viele Hochschullehrer glauben, dass man Spitzenwissenschaft heute nur noch auf Englisch betreiben könne oder solle. „Professoren muss es an deutschen Hochschulen freigestellt sein, in Englisch zu unterrichten. In jedem Fach sollte es (mit sinnvollen Ausnahmen, zum Beispiel Literatur- / Sprachwissenschaften) einen durchgängig englischen Lehrplan geben. Deutschland profitiert vom Input der weltweit besten Studenten, die zudem ihr Leben lang Deutschland verbunden bleiben.“

Das fordern etwa 76 deutsche Auslandswissenschaftler schon 2005 in dem Magazin *Karriere*. Nun ist hier vorsichtig noch von „freigestellt“ die Rede. Aber es ist klar, dass daraus bald eine Verpflichtung zu werden habe.

Diese Kollegen irren. Richtig ist: **Deutsch als internationale Wissenschaftssprache hat in den meisten Fächern keine Zukunft.** Die Zeiten, da japanische Mediziner ihre Disserta-

tionen auf Deutsch publizierten oder Russen und Franzosen auf Mathematikerkongressen Deutsch miteinander redeten, sind vorbei. Daraus folgt aber keinesfalls, dass Spitzenforschung ausschließlich in englischer Sprache betrieben werden müsse. Denn diese Befürworter des Englischen als alleiniger Wissenschaftssprache verwechseln die Rolle von Deutsch als internationaler mit der als nationaler Wissenschaftssprache, als Medium, in dem Forscher denken, grübeln, Ideen entwickeln, Hypothesen formulieren, Querverbindungen herstellen, Gedankenblitze zünden lassen. Es geht hier um das Werkzeug, den Geburtshelfer, der Theorien und Ideen überhaupt erlaubt, das Chaos unserer Gehirnzellen in Richtung Umwelt zu verlassen. Und hier richtet die moderne Ersatz-Wissenschaftssprache „Simpel-Englisch“ riesengroßen Schaden an.

Ich empfehle allen Kollegen, die auf internationalen Konferenzen auf Englisch daherstottern müssen und allein schon deshalb allen englischen Muttersprachlern immer unterlegen sind, die Lektüre des zeitlosen Aufsatzes „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ von Heinrich von Kleist: „Wenn du etwas wissen willst“, fängt dieser Aufsatz an, „und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.“ Denn durch das Sprechen, so Kleist, werden unsere Gehirnzellen quasi aufgemischt, beflügelt, zu Höchstleistungen angetrieben – das Sprechen als Türöffner für das Denken. „Der Franzose sagt: *l'appétit vient en mangeant*, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodiert, und sagt, *l'idée vient en parlant*.“

Sprache, so würde Kleist vermutlich heute formulieren, ist nämlich mehr als eine Benutzeroberfläche, mit der unser Denken mit der Umwelt in Verbindung tritt, Sprache ist einer der Motoren dieses Denkens selbst. Wenn man aber nicht nur das Vermitteln, sondern auch das Entstehen von Gedanken einer Pidgin-Sprache überantwortet, ähnlich der, die vielen deutschen Wissenschaftlern heute zum Erfassen unserer Welt als ausreichend erscheint, ist hochkarätige Forschung nicht mehr möglich. „Jeder Mensch denkt in seiner eigenen Sprache mit den ihr eigenen Nuancen“, so der weltweit wohl bekannteste Computerexperte, Joseph Weizenbaum vom MIT (Massachusetts Institute of Technology). „Die Sucht vieler Deutscher nach englischen Sprachbrocken erzeugt dagegen Spracharmut, Sprachgulasch. Ideen können so nicht entstehen.“ Man kann also das Hauptargument der Befürworter des Englischen als allgemeiner und alleiniger Wissenschaftssprache auch in den Ländern außerhalb des englischen Sprachgebietes geradezu umkehren, die meinen, erst müsse die deutsche Wissenschaft besser werden, dann ginge es auch der deutschen Sprache besser. In Wahrheit verhält es sich genau umgekehrt: Erst muss die deutsche Sprache besser werden, erst müssen wir wieder üben, überhaupt kreativ und innovativ zu denken, dann steigt auch die Qualität der deutschen Wissenschaft. Denn kreatives Denken, um das nochmals zu betonen, gelingt den meisten Menschen nur in ihrer Muttersprache, und wenn diese Muttersprache ganze Lebens- und Wissensbereiche aus dem Weltbild ausblendet, ist in dieser Muttersprache eben kein Erfassen dieser Welt mehr möglich.

Wenn man dann eine Erkenntnis in der Muttersprache geboren hat, spricht nichts dagegen, ja ist es sogar angezeigt, sie dem weltweiten Publikum in einer wie auch immer gewählten lingua franca mitzuteilen, wie das unseren französischen Freunden seit langem mit viel Erfolg gelingt, zumindest in den Fächern, die ich selbst verfolge. Denn ökonomische und ökonometrische Forschung findet in Frankreich auf Französisch statt. Die Terminologie ist umfassend und reich, fördert kreatives Denken und lässt unsere französischen Kollegen nahezu alles, was sie denken können oder wollen, zunächst einmal auf Französisch denken. Und erst dann wird das Ergebnis auf die bekannte etwas holprige Art und Weise ins Englische übertragen und einem weltweiten Publikum bekannt gemacht. Und das mit großem Erfolg. Laut Zählung von 2006 (siehe „Report of the Secretary“, *Econometrica* 75, 2007, S. 291–297) hat die Econometric Society 186 Mitglieder in Frankreich, davon 30 „Fellows“. Das sind durch herausragende wissenschaftliche Leistungen aufgefallene Mitglieder, die per Zuwahl in

diesen erlesenen Kreis der führenden Ökonomen dieser Erde aufgenommen werden. In Deutschland gibt es 380 Mitglieder, aber nur 9 Fellows. Ich lese das so, dass die Deutschen zwar fleißiger sind, aber weniger Spitzenforschung produzieren und dass die von Weizenbaum so genannte „Sucht vieler Deutscher nach englischen Sprachbrocken“ einer kreativen Wissenschaft im Wege steht. Und in der Tat: Wenn man sich das oft unverdauliche Kauderwelsch anhört, mit dem sich manche Kollegen etwa auf der Jahrestagung des Vereins für Socialpolitik verständigen zu müssen glauben, fällt es nicht leicht, dahinter irgendwelche nennenswerten Beiträge zur Forschung zu vermuten.

„Sprachlichkeit ist Teil des Wissensgeschehens selbst, und der Sprache kommt eine eigenständige gnoseologische Funktion bei der Wissensgewinnung zu“, schreibt Konrad Ehlich, der Vorsitzende des Deutschen Germanistenverbandes, in einem Aufsatz „Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert“. Deshalb, und nicht weil die deutsche Sprache per se so erhaltens- und bewundernswürdig wäre (was zutreffen mag oder auch nicht, mein Argument aber nicht berührt), ist eine flexible, geschmeidige, anpassungsfähige und innovative Muttersprache für kreative Forschung unerlässlich. Nicht umsonst fiel die Explosion der wissenschaftlichen Erkenntnis nach der Renaissance mit dem Niedergang des Lateinischen als nationaler Denksprache zusammen. Galileo dachte italienisch, Kepler oder Leibniz deutsch, und Newton vermutlich englisch. Erst das Ergebnis ihres Denkens publizierten dann alle auf Latein.

Deshalb geht auch das oft gehörte Argument, muttersprachliche Fachsprachen wären für Nichtfachleute unverständlich und deshalb könne man auch gleich in einer fremden Sprache Wissenschaft betreiben, am eigentlichen Problem vorbei. Denn mit dem Funktionieren der Denkfabrik „Gehirn“ hat das alles nichts zu tun. **Es geht nicht allein und noch nicht einmal in erster Linie darum, dass das breite Publikum eine Idee versteht, sondern darum, dass der Ideenproduzent sie selbst versteht.** Und das ist eben in einer Pidgin-Sprache namens BSE nur sehr schwer möglich.

Das Vordringen von Englisch im internen deutschen Wissenschaftsbetrieb ist also keine Hilfe, sondern eine Bremse für den wissenschaftlichen Fortschritt hierzulande. Wir zementieren damit die Zweitklassigkeit der deutschen Forschung auf allen Gebieten und machen uns auf ewig zu Anhängseln und Sklaven eines fremden, amerikanisch dominierten internationalen Kommunikations- und Wertesystems, wir machen uns zu Bürgern zweiter Klasse in unserem eigenen Wissenschaftsbetrieb.